

Heuet vor fünfzig Jahren [Schluss]

Autor(en): **Schmid-Marti, Frieda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 29

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641748>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bekannt, besonders in der Bielersee- und Neuenburger-Gegend. Ueber Orvin (obenher Biel) hinaus hatte ich es jedoch nicht gebracht, auch nicht im Militärdienst, der mich in der Rekrutenschule in das Seeland geführt hatte. Ich freute mich ungemein auf die Fahrt in das unbekannte Land, auf die Leute, die ich dort treffen würde und auf die Erlebnisse, die nach dem langweiligen Bureauleben und eintönigen Alltag meinem Dasein eine andere Richtung, einen romantischen Sinn geben sollten. Der Gedanke an eine mögliche Schlacht mit irgend einem unserer Nachbarn hat sich bei mir nie festgesetzt, tatsächlich war ich diesbezüglich ganz ohne Sorgen. Ob es unverwundlicher Optimismus war oder der ungestüme Drang nach „Erleben“ einer an Freuden armen Jugend, ich weiß es nicht zu sagen. Wahrscheinlich von beidem etwas. Wie man mit seinem Schicksal, seinem Empfinden und Sehnen nie allein dasteht, vielleicht sogar staunen würde über die große Zahl gleichgearteter Mitmenschen, war ich in meinen Gedanken eins mit vielen, vielen andern Kameraden. So wenig glaubhaft und widersinnig es erscheinen mag, die Jahre der Grenzbesetzung waren die glücklichsten Zeiten meines Lebens. Das brachte es mit sich, daß ich mit Leib und Seele darin aufging, die härtesten Strapazen spielend überwand und daß kein noch so mieses Hundewetter, weder Müdigkeit, Durst noch Hitze meine gehobene Stimmung zu trüben vermochte. Der Dienst bedeutete für mich keine sogenannte Frohn, sondern „Freiheit“ im vollsten Sinne des Wortes.

Doch gehen wir zurück in die Eilgutgasse. Nach zwei Stunden Wartens, die man mit Plaudern, Rauchen und Teetrinken vertrieb, konnten wir einsteigen. Unser Zug kam genau vor einen Wagen zweiter Klasse zu stehen, wir 50 Mann verfügten somit wie die Offiziere über Polsteritze. Die meisten machten es sich denn auch wie richtige „Neureiche“ bequem, rädelten sich mollig, zündeten die Pfeife an und genossen während einigen Stunden das Leben eines reichen Mannes, der sich eine Fahrt II. Klasse zu leisten vermag. — Wir waren unser Fünft, die auf diesen schwelgerischen Genuß gerne verzichteten und es uns auf den Trittbrettern bequem machten. Dort war es nämlich in der zu erwartenden Hitze des Tages viel angenehmer, es bot sich ungehinderter Ausblick nach beiden Seiten, was beim Durchfahren unbekannter Gebiete von unschätzbarem Vorteil ist. Im Laufe des Tages wurde trotz geöffneten Fenstern die Gemütlichkeit in den wärmependenden Polster-Coups getrübt. Man beneidete uns um die Freiluftitze, doch gaben wir sie nicht her.

Es war bald sieben Uhr, bis wir endlich losfahren konnten. Schon recht viele Frühaufsteher beiderlei Geschlechts hatten sich auf den Passerellen postiert, wie wir mit Sang und Klang endgültig von Bern Abschied nahmen. Auf wie lange? Zufällig erblickte ich beim Wegfahren auf der Ueberführung nach der Speichergasse meinen jüngeren Bruder, der als Vorunterrichtschüler freiwillig mit dem Landsturm Dienst tat und hier nun Schildwache stand. Ich hätte es an seiner Stelle auch nicht anders gemacht.

Schon auf der Strecke bis Biel gab es viel zu sehen: Schildwachen auf den Eisenbahnbrücken, karabinerbewaffnete Streckenwächter, das Lokomotivpersonal sämtlicher kreuzenden Züge mit der eidgenössischen Armbinde geschmückt. Auf den Feldern erblickten wir auffallend viele Frauen und Mädchen und wenig Männer. Alle winkten oder riefen uns zu. Wir fühlten es, alle diese Herzen schlugen im Gleichklang derselben patriotischen und doch bangen Gefühle. Es war ein allerlehtes bewegtes Abschiednehmen der engern Heimat.

In Biel mußten zwei Lokomotiven vorgespannt werden, die uns leuchtend die Taubenlochlucht hinauf nach Sonceboz und dann nochmals steigend über Pierre Pertuis nach Tavannes schleppten. Bis dorthin wurde es beinahe Mittag, denn das Tempo war sehr gemächlich, was nicht

anders möglich war bei dem ungeheuren Truppentransport, der alle fünf Minuten die Strecke passierte. Von Zeit zu Zeit überholen wir auf der Straße, die sich dem Bahngelände entlang zieht, marschierende Truppen der zweiten Division, Artillerie-Abteilungen, Trainkolonnen und Kavallerie-Schwadronen. Singend und winkend grüßen wir uns. Dem 9. Regiment von der II. Division, das sich in Reconvilier befand und in der Nacht alarmiert worden war, um zu Fuß Delsberg zu erreichen, war, wie man später hörte, als Vorsichtsmaßregel das Singen verboten worden. Bei mehr als 20 Kilometer Entfernung von der Landesgrenze! Eines jener unsinnigen Gerüchte über einen französischen Einbruch in der Ajoie soll der Anlaß hiezu gewesen sein! (Fortsetzung folgt.)

Heuet vor fünfzig Jahren.

Von Frieda Schmid-Marti.

(Schluss.)

Blöcklich schreit der Seppli: „Setz überchöme mer z'Morge!“ Wirklich: Durchs Mattenweglein kommt Mädeli mit dem weißen Armkorb und dem Steingutkrug. Es trägt dazu noch eine Holzgabel in der einen Hand. Groß und schlank schreitet es daher, sitzsam und säuberlich. Ueber dem faltigen Kittel trägt es die grobe, selbstgesponnene Schürze. Das einfache, schneeweiße Hemd mit den haushigen Ärmeln wächst aus dem schwarzen Nieder grob und kunstlos und umschließt doch reizvoll den schlanken, gebräunten Mädchenshals. Mädeli stellt den Korb unter den großen Eichbaum, die Kanne daneben und ruft: „Hurti cho z'Morgen ässe! D'Rösti hautet süsch!“ — Die Männer legen die Sensen nieder, waschen im Bach die Hände und trappen hinzu.

Mädeli nimmt die Röstiplatte aus dem Korb und stellt sie ins tauige Gras, langt jedem einen Löffel, schneidet vom mächtigen Brotlaib Riesenstücke herunter und verteilt sie. Aus dem schneeweißen Zwächeli (Serviette) wickelt es die fünf roten Chacheli, füllt jedes mit dampfendem Kaffee und reicht sie in die Runde. Zulezt hoßt es selber nieder und greift zu. — Der Durs liegt bäuchlings und läßt es sich schmecken. Sami kniet neben dem Korb und rekt den Arm, daß er die Röstiplatte erlangen mag. Der Aetti lehnt den müden Rücken an den Eichstamm. Seppli hoßt auf gekreuzten Beinen und kaut mit vollen Backen. Er führt die gehäuften Löffel Rösti mit sichtbarem Behagen zum Munde.

„Hoffetlig liegt der Vormäder bim Aesse o iche wie bim Wäsche“, neckt der Aetti.

Aus dem nahen Wäldlein schlägt leises Vogelgezwitscher. Der nahe Bach rieselt und gluckst. Ein frischer, herber Geruch von geschnittenem Gras steigt aus der Wiese. Schon vergoldet der Sonne Licht die Spitze des Bergrüdens. Durch die herabhängenden Zweige des Eichbaumes sidert es gedämpft auf die Ruhenden. Der Aetti blinzelt mit müden Augen in das grünbesonnte Schattendach.

„So Manne“, sagte er nach dem Essen, „mir loh 's Stümpfli em Lämpfli. Am Bach noh mueß me no stumpe, ghörsch Seppli? Mir angere göh go worbe.“ —

Mädeli und die Männer ergreifen die Holzgabeln, stellen sich jedes an eine Mahde und setzen das schwere, tauige Gras. Wie grüne, wallende Fahnen wirbelt es um die Köpfe. „Siebe Gable vou i der Luft, u die achti im Schwung“, lacht der Aetti, so het me aube gseit. Jungi Arme sött das chönne verrichte, aber miner si z'glichtabelig worde.“ — Er zettet bedächtigt und gründlich der Sonne das üppige Gras dar.

Endlich ist die letzte Mahde gezettet, der letzte Grasschübel geschnitten. Der Aetti ergreift Sense und Gabel, schwingt sie auf die Schultern und sagt: „Sägns Gott üles

Wärch, är gäb, daß dä Säge guet unger Dach chömi.“ Die Jungen ergreifen ihre Werkzeuge, Krug und Korb und nun geht es, müden Schrittes, aber unter Lachen und Scherzen heim zu.

Nun reihen sich die Tage aneinander, einformig in ihrer Arbeit, einer härter als der andere.

Vor Tau und Tag, an jedem Morgen singen die Sensen ihre Lieder, da und dort. Wiese um Wiese sinkt in den Sonnentraum. Was am Morgen noch grün und lebendig wogte und wellte, liegt gegen Abend in weiter, wellender Spreite.

Nachmittags donnern die Wagen durch die Dorfgassen. Die Hufe der Rosse schlagen schwer auf. — Bei klarem Himmel nimmt man sich Zeit, wenn aber gewitterschwängere Wolken aufsteigen, jagen sie Menschen und Tiere in wilde Eile. Da höckelt auf manchem vorbeisprengendem Wagen ein altes Muetterli, ein lahmes Nenneli, ein schütterer Großatti. „Zueheräche u zämemahe cha o die usrangierti Mannschaft“, pflegte Bärenwirts Dolf zu sagen.

„Hüt gits acht Fueder u ztue“, sagt am Mittwoch mittag der Metti im Sternenried. „Hüt hei mer Wärch a der Chunfle.“

Kurz nach dem Mittagessen fährt Mutter Babeli mit dem Zimiskorb und dem „Dudeli“ (kleine Korbflasche) auf die Negertenmatte. Schon beim Mittagessen hatte sie erklärt: „Hüt Rohmittag rüden i de o us.“

Der Hämni hält das Leitseil fest in der Faust. Er hat vier Wagen zusammengekoppelt. Da heißt es aufpassen, daß die Rosse gut gehen und die Wagen den Rank finden. —

Draußen auf der Wiese lüpfet er sein Muetli gar sorglich vom Wagen. „Do ha-n-i für Euch e liechte Räche ufegsuecht“, sagt er und reicht denselben der Mutter mit linkscher Gebärde. „Dank heigisch“, sagt diese, „aber i hätt e schwärere o no möge. Isch das jek eine vo dene neumödische wäutsche? — E stnye u gäbige isch es de nadisch, das mueß i scho säge.“ — Sichtlich erfreut ob der zarten Aufmerksamkeit ihres Sohnes, beginnt sie ihr Werk und zieht den Rechen gar emsig dem Bachbord nach. —

Und nun türmen sich die Wagen, einer nach dem andern. Einer nach dem andern schwankt von der Wiese und wird mit Beitschenkallen, mit Hüft und Gott eingefahren. Auf der Negertenmatte wird nichts befohlen und doch geht alles wohlgeordnet seinen Gang.

Seppli steht bei den Rossen und wehrt die Bremsen. Durs ladet die Fuder, spannt die gewaltigen Arme aus und empfängt Samis und Karis Gableten wie ein König. Der Wagen ist sein Tron, das Heu sein Reich. Das Dar schlagen ist eine Kunst, die nicht jeder kann und manchem Neuling gerät das Fuder „überort“, oder verrutscht, daß es jämmerlich vom Wagen „tschöderlet“.

Bardi Chlaus, der Metti und Breni, die alte Magd, machen zusammen und werfen das Heu an Walmen. Mädli und Elise rechen dem Fuder nach. Alles geht scheinbar bedächtig, aber es geht unentwegt und sicher dem Ziele entgegen.

Die Sonne steht schon tief im Westen, wie der Durs das achte Mal vom hohen Fuder ruft: „Gäbit der Bindbaum! U dir, Meitscheni, rächet ab! Schtrählet das Fuder wie nes hübsches Meitschi wo z'Tanzfundig wott.“ — Und Mutter Babeli trappet hinzu und befiehlt: „Löt de d'Ab-rächete am Bode liege für Bardi Chlausen Geiße. Mer isch i de große Wärch o ne gäbige Chummerzhül! U we mir ab der Matte sn, cha ner no der Räche schleipfe. Das git no viel.“

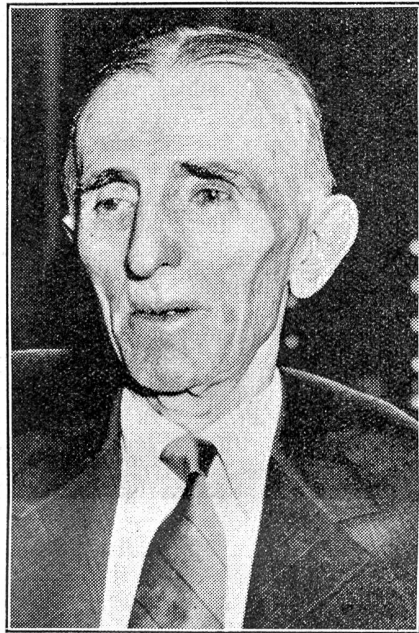
Endlich ist alles daheim. Da erst beginnt das große und mühselige Werk des Abladens. Die Sensen werden neu gedengelt, das Vieh versorgt, gegrajet und „gässe mueß me o ha, un im Heuet bruchts öppis unger Zäng ...“, sagt Mutter Babeli.

Und doch wird es endlich auch still unter dem tief fallenden Dach. Nur der Brunnen rauscht tief und geheimnisvoll vor dem nächtlichen Haus, eine Kuh rasselt im Stall mit der Kette, und muht leise.

Das ist die Stunde, wo alle Wiesen noch einmal nächtlich in die weichwellige Luft ihren Duft verströmen. Es ist, als ob unter dem weitausladenden Dach Blumen und Gräser zu neuem Leben erwachten und alle Süße und Wohlgerüche ihres jählings gebrochenen Blumenlebens der stillen Nacht schenkten.

Hat Tesla die Todesstrahlen erfunden?

Der berühmte Erfinder Nikola Tesla, zurzeit 77 Jahre alt, Entdecker der nach ihm benannten Strahlen, behauptet, logenannte „Todesstrahlen“ entdeckt zu haben. Zur Er-



Dr. Nikola Tesla.

zeugung der Strahlen sei eine Spannung von 50 Millionen Volt nötig. Die Strahlen sollen in der Lage sein, 10,000 Flugzeuge auf eine Entfernung von 250 Meilen und ganze Armeen zu vernichten; nur allerstärkste Stahlplatten könnten ihnen Widerstand leisten. Dr. Tesla, den unser Bild zeigt, beabsichtigt, seine Erfindung der Genfer Abrüstungskonferenz vorzulegen.

Rundschau.

Profiteure des 30. Juni.

Reichskanzler Hitler hat vor dem deutschen Reichstag, der aus lauter disziplinvorgewiesenen Nazis besteht, seine Rechtfertigungsrede gehalten und 77 Todesopfer zugegeben, und der Reichstag dankte ihm für sein Zugreifen. Die ausländische Presse registrierte diese Rede mit dem gleichen Mißtrauen wie schon die frühern Erklärungen, und es waren natürlich Engländer, die hervorhoben, wie der Chef des Dritten Reiches kein Wort des Bedauerns für die erschossene unschuldige Frau von Schleicher gefunden. Daß Herr Hitler die Geschehnisse zu seinen eigenen Lasten nahm, kann ebensogut Mangel an Gefühl für die ungeheure Tragweite der Dinge sein wie wirkliche Entschlossenheit, die Schicksale Deutschlands zu lenken und zu verantworten. Fast möchte man das erste glauben, und zwar, weil die Erledigung der S. A.-Führer weit eher von